

seiner Form gekommen, denke ich. Es wird als Helm eingesetzt, als Vorrichtung herangezogen. Gesicht, Auge und Haar, ein lautlos für sie kämpfendes Team.

»Es gibt Gesichter, in denen die ganze Welt zuhause ist«, sagt sie. Bei Francis Bacon beispielsweise. Salvador Dalí. Beckett. Sie dagegen habe aus dem schützenden Versteck des Inkognitos auf die Welt geschaut. Auf den verrätselten Abdruck von Innenwelten, auf das Geflecht der *Übergänge*. Schon auf frühen Kinderbildern sei die Vereinsamung erkennbar gewesen. Und ein Gesicht, das diese Phase im Grunde niemals verlassen habe. Auf der Bettdecke im Nebenzimmer, sorgsam ausgebreitet, sehe ich eine Vielzahl von medizinischen Präparaten. Tuben, kleinen Flaschen. In Reih und Glied, sorgsam sortiert. Tagsüber kommen sie der Reihe nach zur Anwendung und werden vor dem Schlafengehen von der Decke abgeräumt.

Es gebe Bleistifte, sagt sie, eine ganz bestimmte Sorte, die auf dem Papier nur einen schwachen Abdruck hinterlassen würden. So, genau so wie diese Stifte, möchte man im Leben gewesen sein. Nichts anderes solle übrig bleiben als ein weißes, leeres Blatt. Die Welt dagegen müsste ganz lebendig sein. Sie müsste unentwegt gesehen werden können. Die Tiere müssten ganz leibhaftig sein. Die Gegenstände körperhaft. Die Straße voll von Menschen, und alles dies müsste immerzu zu sehen sein.

Auch die Bühne des Akademietheaters, man spielt *Baumeister Solness*. Da darf man sich kein Detail entgehen lassen. Immer wieder entnimmt sie einem der drei oder vier kleinen Beutel, die sie neben dem Rucksack mit sich führt, ein neues, anderes Brillenetui. Mehrfach werden die Brillen ausgetauscht, werden überprüft auf ihre Eignung hin. Welche von ihnen kann am anschaulichsten, am überzeugendsten zu erkennen geben, was auf der Bühne zu sehen ist? Welche die Lebendigkeit der Welt und der Menschen am deutlichsten sichtbar machen?

Zeichenschriften

Kafkas Erzählung *In der Strafkolonie* ritzte, furchte ein Wundmal in mein vierzehnjähriges Leben. Es musste mir etwas entgangen sein. Irgendeinem Umstand musste ich zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben. Ich musste über Dinge hinweggesehen haben, die mich auf Kafkas Erzählung hätten vorbereiten können. Auf die Erstarrung, die mich beim Lesen befiel. Mich zu einem Gedenkstein machte, der ein Buch in den Händen hielt. Wenn ich heulte, weil die Mutter traurige Lieder sang, sprang sie ein mit den Worten: »Es ist doch nur ein Lied.« Warum konnte die naheliegende Variante, »Kafka hat doch nur eine Geschichte erzählt«, so überhaupt keine Beruhigung bringen?

Ich fing an, mir Ereignisse meines kurzen Lebens Stück für Stück vorzunehmen. Engpässe, Bedrohungen, die als Vorgeschichte meines Schreckens eine Bedeutung haben konnten. Dinge, die sich im Gedächtnis festgebissen hatten und schwer wieder loszuwerden waren. Etwa, dass damals im Osthavelland die Fensterläden nachts nicht richtig geschlossen hatten und ihr Klappern so klang, als würde jemand von außen an ihnen zerren und sie zu öffnen versuchen. Oder die Kieferklemme des Vaters. Er konnte nicht essen, nicht sprechen, nicht lachen, ein unbekannter Mann hatte sich bei uns eingenistet. Das alles aber war kraftlos, wirkte verbraucht gegenüber den bei Kafka auftauchenden Wörtern: »Egge«, »Apparat« und »kleiner Stichel«. Wörter, die weiter rumorteten, auch als sie bereits jahrzehntelang in den Hintergrund getreten waren. Anwesende ohne Plazet. Parasiten.

Wenige Jahre ist es erst her, dass ich mit einem Ereignis zu tun hatte, das Bewegung in die Geschichte brachte: Im Hinblick auf ein Buchmanuskript beschäftigte ich mich mit der Vergangenheit meiner Familie. In einer Mappe mit amtlichen Dokumenten finde ich ein Notizbuch meines Vaters. Ich entdecke kurze Eintragungen über sein Angelzeug, seine Berliner Lieblingsrestaurants, Details über sein Herzproblem. Dabei stoße ich auf die folgende Notiz: »G. überwältigt!«, und den Hinweis auf das Treptower Raritätenkabinett. Deutlich sehe ich das Bild eines mit Wasser gefüllten Bassins vor mir. Dort stehe ich an der Hand des Vaters, ein Kind, das Herzklopfen hat. Ich schaue auf den unbedeckten Körper einer Frau, die sich, abenteuerlich koloriert, wie eine Tänzerin durchs Wasser bewegt. Sanft schwingend haben sich allerlei Unterwassergewächse auf ihrer Haut niedergelassen. Die Herkunft des ozeanischen Wesens hat etwas Fernliegendes an sich. Es bringt, noch jetzt, das Gefühl mit, seiner Unerforschlichkeit nicht gewachsen zu sein.

Für den Vater ist die unterseeische Frau mit den bunten Häuten offenbar keine Unbekannte. Sein Versuch, mir ihr einsames Leben zu erklären, landet bei dem Wort »Tätowierung«. Es klingt nach Arztbesuch und nach Nägelschneiden mit einem dafür ungeeigneten Gerät. Tatsächlich spricht er kurz darauf vom Piksen und Einritzen in die Haut. Vom Gebrauch einer »Nadel«, die mit farbiger Tinte vorgeht. Sie »stichelt« in eine »tiefliegende Hautschicht« hinein, fügt er hinzu. Seine Erklärungen enden mit den Worten, insgesamt sei die Prozedur nicht ganz schmerzfrei zu überstehen. »G. überwältigt!«, die Eintragung des Vaters ist vieldeutig. Schon damals muss wohl die enge Verbindung der beiden Wörter »Nadel« und »Sticheln« das Kind »überwältigt« haben; während es auf eine Frau blickte, die als blütenumrankte Amphibie durch ein Bassin glitt.

Wie von selbst zeigen sich die »Zugangs«-Daten eines entzündlichen Phänomens. Die Frau im Bassin und Kafkas Delinquent, beide Male zwei formvollendet Verwundete, die sich in meiner Geschichte begegnen. Als hätte sich eine im Irgendwo herumgeisternde Logik der Sache angenommen. Fast, als unterstütze sie mein Vorhaben. Würde den Distrikt des Geschehens in eigener Regie durchkämmen. Naheliegend, dass mein maßloses Zurückschrecken vor Kafka mit dem Parallelismus der beiden Fälle zu tun hatte. Es taucht der Gedanke auf, es müsste zu einem »dritten Mal« kommen. Wie im Märchen. Das »dritte Mal« bringt immer die Lösung, führt das Ende einer Verkettung herbei.

Ab und zu machte ich einen Spaziergang im Grunewald. Nicht unten am See, sondern oberhalb davon. Dort gab es eine Kiefernanzpflanzung, die aus dem Waldweg eine Allee machte. Die Stämme der Bäume, aus einem bestimmten Blickwinkel gesehen, glichen aufrecht stehenden, gestaffelt aneinandergereihten Fabrikaten. Mitten in der Natur. Plötzlich entdeckte ich in ihnen die in meiner Kindheit aufrecht abgestellten Schallplatten. Sie hatten etwas so Unumstößliches an sich wie diese Allee. Eine Gleichartigkeit, ineinandergleitend wie eine filmische Überblendung. Wie viel Mühe sich der Vater gegeben hatte, mir zu erklären, warum die schwarzen Scheiben Musik machen konnten. Wie seine Hände die Flut der unbekanntenen Wörter einzubetten versuchten in Linien und Kreise. Von »elektrischen Impulsen« war die Rede, von »Amplituden« und »Schwingungen«. Ich war der Empfindung von damals, einem leisen, aber stabilen Entsetzen, auf einmal, hier im Grunewald, wieder ganz nahe. Mir war die Frage nicht aus dem Kopf gegangen, wie man Klavierspiel, Geige und Gesang in dem kohlschwarzen, unentwegt kreisenden Wesen hatte unterbringen können. Es hatte damals nur eine einzige einleuchtende Erklärung dafür gegeben. Als Verursacher der schwarzen Scheiben hatte der Vater ganze Musikkapellen in winzige Partikel zusammengequetscht: um sie platzsparend in dem schwarzen Ding unterzubringen.

In diesem Moment tauchte der sogenannte Tonabnehmer vor mir auf; Vaters schonungsvolle Umschreibung einer Nadel. Spitz, von stählerner Machart glitt sie in die vorgestanzte Prägung der Rillen hinein. Ihr Werk und das der Bassin-Künstlerin hatten, wie es scheint, eine heftige Spur bis hin zu den in der *Strafkolonie* betriebenen Torturen gelegt. Ein *teamwork* der Motive, man kann es nicht anders nennen. Kann es in den Wind schlagen. Oder ihm eine psychoanalytische Bedeutung geben. Eine poetische, eine erkenntnistheoretische. Man kann eine von Zufällen durchmischte Rätselfigur ins Feld führen. Oder Benjamins »physiognomische« Konstellation. Alles dies lebt, hat seine Wirklichkeit, greift über auf uns, die wir nach Worten suchen.

Magazinräume

*Archiv der Stiftung Deutsche Kinemathek, Reuchlinstraße 10-11, Aufgang S und J,
10553 Berlin*

Betrachtet man ihre abgetragenen Schuhe, das Schiefgelaufene, dann glaubt man nicht, dass es die von Marlene Dietrich sind. Sieht man sich diese abgewetzten Seidenpumps an, die Wanderschuhe, seitlich aufgerieben, von Steinen gestreift. Und Sohlen, durch Pfützen gelaufen, durch Sand, Staub und Zweige. Hineingetreten, hängengeblieben. Schaut man sich diese Reißverschlüsse an, den Leopardemantel aus Samt mit den eingenähten Schweißblättern, den Abdruck der Hände, Hauttemperatur, abgelegt auf dem überempfindlichen Gewebe, im Schwarz eines Kleides von Madeleine Vionnet. Dann erkennt man die Spuren des Auf-der-Welt-Seins wie Blut im Gefüge der Adern, wie Herzschlag, wie Summton im Innenohr. Gespeichert, hingetupft in eine Textilie und dort für lange aufbewahrt.

Nimmt man dann dieses Kopftuch zur Hand, für eilige Ausgänge im Regen, sieht man auf ein Phantom in Form einer Haube. Eine gut gemachte Täuschung mit eingearbeitetem Haarteil. Langmähmig, blond, ein glattgebürsteter Balg. Mit Litzen versehen und mit Sorgfalt umsäumt.

Verschaltungen in Samt, Monturen der Geselligkeit, sie hängen auf Puppen, hängen im Raum herum. Ein blühendes Eigenleben einerseits, andererseits der verabschiedete Körper: Man könnte fast von Malerei und Muster sprechen, wie hier und dort ein Abdruck sichtbar wird. Ein Fleck, ein kleiner Riss, etwas Geflicktes. Sie haben sichtbar in Stoff und Schuh überlebt. Ein versprengtes Rot vom Wein trifft auf Gelbseidenes, erweist sich als Schwachpunkt, als Blöße, als Endlichkeit. Und gerade diesen Körper hatte man für ewig gehalten, für ein dauerhaftes Gehäuse. Für eine übertrieben genaue Sichel im Paramount-Schwarzweiß.

Als Nächstes kommen die Schachteln dran. Da stößt man in Nr. 253 auf Damenbinden. Diverse Modelle, abgelegt unter »Hygiene«. In Zellophan verpackt, in rote Seidentaschen eingenäht, die ständigen Begleiter der lästigen Inkontinenz, intime Kontakte aus Vlies, Watte, Gaze, Papier.

Man fragt sich und will es wissen, die Küchenschürzen nimmt man hin. Die *Duineser Elegien*, die Krepppapiermanschetten für die Blumenbouquets, die Handschuhe und Nagelscheren in hundertfacher Ausführung, nicht aber das Hakenkreuz. Man hält auf